

Claudia Ruby

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Madagaskar

vom 13 März bis 26 April 2000

Die Arche Noah brennt

Von Claudia Ruby

Madagaskar, vom 13. März bis 26. April 2000,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Prolog

Taxifahren bildet

Rückblick auf enttäuschte Hoffnungen

Die Arche Noah brennt

Ökotourismus – die Rettung für den Wald?

Es geht auch anders: Ambatolampy

„Unsere Zukunft sind die Kinder“

Die Puppenspieler von Mahajanga

Andasibe: Das erste Konzert im Wald

Andasibe: Das zweite Konzert im Wald

Sind Namen nur Schall und Rauch?

Nosy Be – das Mallorca Madagaskars

Wem gehört der Fisch?

Unterwegs: Von Toliara nach Antananarivo

Schluss und Dank

Prolog

„Madagaskar ist ein reiches Land. Eine Arche Noah voller Naturschätze. Viele der Tiere und Pflanzen Madagaskars gibt es nirgendwo sonst auf der Welt..... – Madagaskar ist ein armes Land – eines der ärmsten Länder der Welt. Die Lebenserwartung liegt bei 56 Jahren, die Kindersterblichkeit bei rund 16 Prozent..... – Wie passen der überschäumende Reichtum der Natur und die grenzenlose Armut der Menschen zusammen? Gibt es für die Madagassen keine Möglichkeit, Nutzen aus ihren Naturschätzen zu ziehen, ohne sie gleichzeitig zu zerstören?“

Mit diesen Fragen bin ich nach Madagaskar gereist. Und wohl ein bißchen auch mit der Überzeugung, zumindest einige Antworten schon zu kennen: Man muß doch nur die Wälder nachhaltig nutzen, den Ökotourismus besser organisieren.... – Aber das Ausmaß der Probleme hat mir viele Illusionen und einfache Antworten geraubt. Was ich gefunden habe, sind eher Fragen als Antworten.

Taxifahren bildet

Der erste Eindruck von der madagassischen Hauptstadt Antananarivo, kurz Tana, war ein kurzer Alptraum. Am nächsten Morgen um sechs Uhr ging schon der Flieger in den Süden Madagaskars, nach Mahajanga. Drei Tage habe ich das Figurentheater Salohy bei einer Tour durch verschiedene Dörfer begleitet: In kürzester Zeit ein unglaublich intensiver Einstieg in das madagassische Leben. Beim zweiten Mal ist Tana schon viel weniger erschreckend. Kann man sich wirklich so schnell an Armut und Elend gewöhnen? Oder ist einfach meine Einstellung zu Madagaskar eine andere geworden, seit ich mit Jim und seiner Truppe durch das Land gezogen bin?

Einer der ersten Eindrücke von Tana sind die Verkehrsstaus. Jeder Bewohner der Hauptstadt kennt zumindest einen französischen Ausdruck: „Embouteillage“, das Wort für Stau. Die Zahl der Autos nimmt ständig zu. Eine Rush Hour gibt es nicht mehr, die Straßen sind beinahe den ganzen Tag verstopft. Zwischen den Autos laufen Kinder herum und versuchen Postkarten, Äpfel, Bananen, Vanille und andere Gewürze zu verkaufen. Die Luft ist schlecht, weiße T-Shirts sind nach ein paar Stunden braun. Jedes dritte oder vierte Auto ist ein Taxi, das auf der Suche nach Fahrgästen um die Häuserblocks kurvt. Für eine Fahrt innerhalb der Stadt zahlen „Vazaha – Weiße“ je nach Verhandlungsgeschick zwischen einer und vier Mark – ob man dann zehn Minuten oder eine Stunde unterwegs ist, spielt keine Rolle. Unzählige Stunden habe ich in zerbeulten und klappernden R4-Taxis verbracht und dabei viel über Stimmung, madagassische Politik und Mentalität

gelernt. Wirklich ungewöhnlich war ein bestimmt 60-jähriger Chauffeur, der zwar fast keine Zähne mehr im Mund hatte, aber nahezu fehlerlos Schillers Glocke zitierte. Danach folgten weitere deutsche Gedichte über Rapunzel, Rhein und Loreley, die ich noch nie gehört hatte. Das alles hatte er vor mehr als vierzig Jahren in der Schule gelernt und – im Gegensatz zu den sonstigen deutschen Sprachkenntnissen – nie vergessen.

Meist läuft das Taxigespräch nach einem festen Muster ab. Zunächst das „Woher und Wohin“ und dann die unvermeidliche Frage: „Wie gefällt Ihnen denn Madagaskar?“ Die Antwort ist schwierig, denn nahezu alle Madagassen schimpfen über die Lage im Land, über Korruption und Kriminalität, gleichzeitig lieben sie ihre rote Insel und strahlen, wenn ich von wunderschönen Nationalparks und netten Menschen schwärme. Nur sie selber dürfen kritisieren: Das die Politiker immer reicher und die Bevölkerung immer ärmer wird; dass die Preise für Brot und Benzin steigen, ihre Löhne aber nicht. Fast alle schimpfen, alle sind unzufrieden mit der Situation im Land. „Und, kann man dagegen nichts tun?“ Immer wieder habe ich diese Frage gestellt und meist nur ein einfaches „Nein, das ist eben so“ zur Antwort bekommen. Das eigene Schicksal muß man erdulden, verändern kann man es nicht. Schwer zu akzeptieren für eine deutsche Journalistin, aber mit einem Blick auf die jüngere madagassische Geschichte vielleicht doch zu verstehen.

Rückblick auf enttäuschte Hoffnungen

Als Wahl zwischen Pest und Cholera bezeichnen viele Madagassen die Abstimmung von 1996. Um das Amt des Staatspräsidenten bewerben sich der Amtsinhaber Albert Zafy und der ehemalige Diktator Didier Ratsiraka.

Von 1975 bis 1993 hat Ratsiraka das Land gelenkt. In dieser Zeit wurden die meisten Betriebe verstaatlicht, Französisch als Amts- und Unterrichtssprache durch Malagasy abgelöst und etliche französische Unternehmer des Landes verwiesen. Die „sozialistisch-revolutionäre Charta“ des ehemaligen Marineadmirals Ratsiraka, basiert auf den Gedanken von Mao-Tsetung und Kim Il-Sung. Seine Regierungszeit ist die Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs. Die Menschen hungern, die Analphabetenrate steigt und das Gesundheitssystem bricht zusammen. Die Unzufriedenheit im Land wächst – genauso wie die Demokratiebewegung. 1991 ziehen monatelang jeden Tag Hunderttausende von Demonstranten durch die Hauptstadt und fordern politische Reformen. Ein acht Monate dauernder Generalstreik legt fast das gesamte Land lahm. Alle Hoffnung richtet sich auf die Oppositionsbewegung und ihren Anführer, den Herzchirurgen Albert Zafy, der 1993 mit 67 Prozent der Stimmen zum neuen Präsidenten gewählt wird. Ratsiraka geht ins französische Exil.

Doch die großen Erwartungen der Bevölkerung werden schnell enttäuscht. Zafy ersetzt die Anhänger Ratsirakas in Verwaltung und Wirtschaft durch eigene Gefolgsleute. Die neue Elite ist völlig unerfahren. Sie nutzt die plötzliche Macht zur persönlichen Bereicherung: Amtsmissbrauch und Korruption nehmen zu. „Das Land versinkt in noch größerer Armut und Chaos“, schreibt Susanne Roessler in ihrem Reiseführer zur madagassischen Geschichte. Nach drei Jahren spricht das Parlament Zafy das Mißtrauen aus und setzt Neuwahlen an.

Im Dezember 1996 kommt es zur Stichwahl zwischen Zafy und seinem Vorgänger Ratsiraka. Mit knapper Mehrheit holt die Bevölkerung den früheren Diktator aus dem französischen Exil zurück. Das sie ihn nur fünf Jahre zuvor unter größten Anstrengungen davon gejagt hat, spielt keine Rolle mehr. Ratsiraka hat inzwischen Abschied vom Staatssozialismus genommen und möchte Madagaskar nun zur ersten „humanistischen und ökologischen Republik“ der Welt machen.

Die Bevölkerung ist indessen so politikmüde geworden, dass sie die Wandlung ihres Präsidenten kaum zur Kenntnis nimmt. Nur eine Lehre haben die Madagassen aus der Episode mit Albert Zafy gezogen: „In Zukunft wählen wir Politiker, die schon an der Macht sind“, erzählt mir unter anderem ein Taxifahrer. „Denn die haben ja schon für sich selbst gesorgt, und vielleicht tun sie dann irgendwann auch mal etwas für unser Land“.

Die Arche Noah brennt

Würde morgen eine Sintflut bevorstehen, müßte Noah seine Arche auf Madagaskar bauen. Nirgendwo sonst leben so viele einzigartige Tiere und Pflanzen: Alle Lemuren, 99 Prozent der Froscharten und 80 Prozent aller Blütenpflanzen Madagaskars, gibt es an keinem anderen Fleck der Erde. Noch immer werden neue Arten entdeckt, 1989 sogar ein neuer Halbaffe, der Goldene Bambuslemur. Doch viele Spezies werden aussterben, bevor sie je ein Mensch zu Gesicht bekommt, denn die einst grüne Insel geht in Flammen auf. Jedes Jahr im September und Oktober verdecken wochenlang schwarze Rauchwolken den Himmel. Es ist die Saison der „feu de brousse“, der Buschfeuer. Kurz vor der Regenzeit setzen die Bauern die trockene Savanne in Flammen. Die frische Asche düngt den Boden, und sobald die ersten Tropfen fallen, sprießt neues Grün: Weidegrund für die Zebu-Rinder. Den Madagassen sind ihre Buckelrinder heilig. Traditionell dürfen sie nur zu besonderen Anlässen getötet werden, zum Beispiel bei einer Totenfeier, als Opfer für die Ahnen. Die Zebus sind ein Zeichen von Reichtum. Das fast alle Rindviecher extrem mager und verhungert aussehen, spielt dabei keine Rolle. Je mehr Rin-

der ein Madagasse besitzt, umso angesehener ist er in der Dorfgemeinschaft. Und bei den Bara, einem Volksstamm im südlichen Hochland, müssen sich die jungen Männer vor der Hochzeit als Viehdieb bewähren. Erst danach werden sie als Männer anerkannt, erst danach dürfen sie heiraten. Die Zentralregierung in Tana versucht mit drakonischen Strafen gegen diesen Brauch vorzugehen, bislang jedoch erfolglos.

Mittlerweile leben auf Madagaskar fast so viele Zebus wie Einwohner – etwa 10 Millionen. Die Rinder überweiden die dünne Grasnarbe, das Feuer gibt dem Boden den Rest. Die entblößte Erde wird mit dem nächsten Sturm davongetragen. Der Regen reißt Schlamm und Geröll mit ins Tal, so das dort die fruchtbaren Reisfelder versanden. Ist das Weideland nach einigen Jahren völlig ausgelaugt, ziehen die Bauern mit ihren Rinderherden weiter und brennen das nächste Stück Wald oder Savanne ab. Während meiner Zeit, im März und April, war noch alles grün. Doch auch so kurz nach der Regenzeit sind die Folgen der Brände nicht zu übersehen: Fingerförmig durchschneiden tiefe Erosionsrinnen die Hänge. „Lavaka“ nennen Madagassen die ziegelroten Wunden der Berge. Aus der „île verte“, der ehemals grünen Insel, wird so mit der Zeit eine verbrannte „île rouge“, eine rote Insel.

Aber nicht nur der Wanderfeldbau und die Buschfeuer zerstören den Wald. Immer noch wird Tropenholz eingeschlagen – kleine Mengen legal, der Großteil illegal. Auch hochrangige Politiker verdienen an dem Geschäft mit den edlen Hölzern. Schon deshalb kommt es fast nie zu Verurteilungen. Trotz bestem Willen sind die Forstbehörden mit der Kontrolle komplett überfordert. In Morondava, im Westen Madagaskars, treffe ich Albert Zefania. Er hat in Göttingen Forstwissenschaft studiert und leitet heute für das Ministerium „Eaux et Forêt“ die regionale Forstbehörde. Im letzten Monat habe er vier Holzschmuggler festnehmen lassen, erzählt Monsieur Albert stolz. Doch er weiß, dass immer wieder Holzlaster ungesehen Edelhölzer, vor allem Palisander, aus dem Wald transportieren. Und auch Brandrodungen kann er nicht ganz verhindern. Zusammen mit vier Kollegen ist er für eine Fläche von 46.000 qm verantwortlich – etwa so viel wie das gesamte Bundesland Niedersachsen. Ein einziger Geländewagen steht den Forstkontrolleuren zur Verfügung. Und nur in der Provinzhauptstadt Morondava gibt es ein Telefon.

Jedes Jahr gehen 2.000 Quadratkilometer Wald in Flammen auf. Das entspricht etwa der Fläche des Saarlandes. Wenn die Zerstörung so weitergeht, steht in 30 Jahren auf Madagaskar kein Baum mehr – so eine Rechnung der Weltbank. Appelle nutzen da wenig: Wer Hunger hat, denkt nicht an Naturschutz. Der Wald muß Profit bringen, nur dann hat er eine Chance.

Ökotourismus – die Rettung für den Wald?

Knapp zwei Prozent der madagassischen Wälder sind heute als Nationalpark geschützt. Früher hat die Bevölkerung dagegen protestiert, weil sie den Wald im Schutzgebiet nicht bewirtschaften darf. Regelmäßig brachen Feuer aus. Mittlerweile wächst die Akzeptanz, denn die Touristen lassen Geld in der Region. Allein der Parkeintritt kostet 50.000 Franc Malgache, etwa 17 Mark. Einheimische zahlen nur einen Bruchteil der Summe. Rund die Hälfte ihrer Einnahmen investiert die Nationalparkverwaltung ANGAP in kleine Projekte für die umliegende Bevölkerung. In Andasibe zum Beispiel, wird ein Krankenhaus gebaut und eine Landwirtschafts-Kooperative unterstützt. Ranohira baut mit den Einnahmen aus dem Tourismus eine Schule. Einige Dorfbewohner arbeiten als Führer im Nationalpark. Für eine Tagestour bekommen die Guides zwischen 15 und 30 Mark. Für Industriearbeiter wäre das ein halber Monatslohn. Doch die Einnahmen aus dem Tourismus fließen sehr unregelmäßig. Während der Regenzeit kommt manchmal wochenlang kein Mensch. Viele Straßen sind dann völlig unpassierbar. Der Touristenstrom konzentriert sich auf einige wenige der insgesamt 13 Nationalparks: Andasibe zählt die meisten Touristen, es folgen Isalo und Montagne d'Ambre. Nur wenige, hartgesottene Naturfans besuchen einsame Paradiese wie die Masoala-Halbinsel, den Ankarana-Regenwald oder das Andringitra-Gebirge. Touristische Infrastruktur gibt es dort kaum, die Parks sind abgelegen und nur schwer zu erreichen.

Insgesamt reichen die Einnahmen aus dem Tourismus bei weitem nicht aus, um den Wald zu retten. Eigentlich sollte sich die Nationalparkverwaltung ANGAP bereits im letzten Jahr vollständig selbst finanzieren. Erreicht hat sie gerade einmal zehn Prozent Eigenfinanzierung. Um die Kosten für Unterhalt und Pflege der Parks zu decken, müsste sich die Besucherzahl verzehnfachen – von 80.000 auf 800.000 pro Jahr. Das ist unrealistisch und zumindest vorerst auch unmöglich, denn die touristische Infrastruktur würde einen solchen Ansturm nicht verkraften. Der Tourismus allein kann die Arche Noah also nicht retten. Zur Zeit finanziert das Ausland, vor allem die USA, den Unterhalt der Nationalparks. „Es geht ja schließlich um ein gemeinsames Erbe der Menschheit“, sagt Tom Erdmann vom WWF. Die Arche Noah kann Madagaskar nicht alleine erhalten. Doch ob die Mittel aus den USA und Europa wirklich kontinuierlich fließen, ist – zum Beispiel in wirtschaftlichen Krisenzeiten – mehr als fraglich. Nur knapp vier Prozent der madagassischen Wälder sind heute durch Tourismus und ausländische Gelder gesichert. Was aber wird aus den übrigen 96 Prozent außerhalb der Schutzgebiete?

Es geht auch anders: Ambatolampy

Nur zwei Stunden von Tana entfernt liegt das kleine Städtchen Ambatolampy im zentralen Hochland Madagaskars. Auf dem Weg dorthin fahren wir durch Reisterrassen und Gemüsefelder. Aber auch unzählige entwaldete Hänge liegen auf unserem Weg – eine Grassteppe mit einzelnen verkohlten Bäumen. Genutzt wird das Land nicht, obwohl der Boden im Hochland oft noch fruchtbar ist. Man könnte aufforsten, doch viele Projekte scheitern an den unklaren Besitzverhältnissen. Das Land gehört in Madagaskar entweder niemandem oder dem Staat. Privaten Grundbesitz gibt es kaum, ein Katasteramt existiert nicht. Und genau das ist das Problem, denn niemand fühlt sich für das Land verantwortlich, niemand will investieren. „Die Bauern sind mißtrauisch“, erzählt Guido Besmer, Leiter des Forstprojekts von Ambatolampy. „Sie haben zu oft schlechte Erfahrungen gemacht“. Früher hat die Bevölkerung aufgeforstet, doch anschließend schickte der Staat fremde Konzessionäre in die Wälder. Die Bauern verlieren doppelt bei diesem Spiel: Sie werden nicht für ihre Arbeit bezahlt, und die Ernte fließt nicht in ihre, sondern in fremde Taschen. Kein Wunder, dass viele Landbewohner von Aufforstung heute nichts mehr wissen wollen.

Ändern könnte das nur eine Landreform. Doch die ist in Madagaskar – wie in so vielen Entwicklungsländern – in weiter Ferne. Der Zentralismus läßt den Regionen keine Luft zum Atmen. Alles was die Forstbetriebe im Land erwirtschaften, fließt in einen nationalen Waldfond. Für den Forst und die Region sind die Gelder damit verloren. Zwar ist die Dezentralisierung mittlerweile offizielle Politik – verordnet durch die Geldgeber IWF und Weltbank. Doch vom Gesetz zur praktischen Umsetzung ist es ein weiter Weg. Das mußten die Madagassen kürzlich bei einer internationalen Tagung zur Gemeindewaldwirtschaft erfahren: „Sie haben zwar mit Abstand die fortschrittlichsten Gesetze“, sagt GTZ-Forstexperte Jürgen Gräbener, „hinken gleichzeitig aber am weitesten nach, mit der Umsetzung“.

Seit 1997 soll ein neues Forstgesetz die nachhaltige Nutzung der Wälder fördern. Kernstück ist die sogenannte „Gestion Locale Securisée“, die GELOSE. Der Staat schließt Nutzungsverträge mit der Bevölkerung und tritt seine Rechte – zumindest teilweise – ab. Die Anwohner pflanzen, pflegen und ernten, zum Beispiel Holz, Medizinalpflanzen, Früchte und Honig. Dafür müssen sie dann im eigenen Gebiet nachpflanzen und sich an den Forstkontrollen beteiligen. Für Jürgen Gräbener ein vorbildliches Gesetz – allerdings mit einem entscheidenden Haken: „Es ist so kompliziert, dass es bisher keinen einzigen Vertrag gibt“. Der Abschied vom Zentralismus fällt beiden Seiten schwer: Dem Staat, der Geld und Einfluß verliert, aber auch den Regionen, die sich seit Generationen an den Obrigkeitsstaat gewöhnt haben.

Trotzdem gibt es einige wenige Modellprojekte, die zeigen, wie die neue Forstpolitik in der Praxis aussehen könnte. Zum Beispiel die Forstunion Ambatolampy. Seit 1988 bewirtschaftet die Bevölkerung mit Hilfe der GTZ über 3.000 Hektar Staatswald in eigener Regie. Eine Hälfte ist intakter Naturwald, die andere Hälfte eine fast 30 Jahre alte Kieferschonung. Ziel des Projektes ist es, den Wald zu erhalten und gleichzeitig die Versorgung der 18 umliegenden Dörfer zu sichern.

In der Vergangenheit sind viele Entwicklungsprojekte fehlgeschlagen, weil sich die ausländischen Experten nicht um die eigentlichen Probleme der Bevölkerung gekümmert haben. Und die drehen sich eben nicht um Wald und Naturschutz, sondern um Landwirtschaft und Reisertrag. In Ambatolampy fließen deshalb mittlerweile 70 Prozent der Projektgelder in Landwirtschaft und Dorfentwicklung. „Das ist der beste Schutz für den Wald“, erklärt Projektleiter Guido Besmer.

Bei einer Dorfversammlung entscheiden die Bewohner über ihre Prioritäten. Das Projekt stellt vor allem technische Berater zur Verfügung. Und dann werden Hecken gepflanzt, Fischteiche angelegt oder ein Sportplatz gebaut. „Und so sieht das Ergebnis aus“. Stolz steht Besmer am sogenannten Aussichtspunkt und blickt auf die geordnete Agrarlandschaft unter ihm: Reisfelder, Hecken als Erosionsschutz und Äcker, auf denen Süßkartoffeln, Mais, Maniok und Soja wachsen.

Im Naturwald sammeln die Menschen Brennholz, Medizinalpflanzen und Früchte, die sie auf den lokalen Märkten verkaufen. Die lebenden Bäume sind tabu. Und das ist auch ökonomisch sinnvoll, denn der Zuwachs ist, wie in den meisten tropischen Wäldern, äußerst gering. Die Dorfbewohner können es sich leisten, den Urwald in Ruhe zu lassen, denn direkt nebenan steht eine Kiefernaufforstung aus den 70er Jahren. Die schnell wachsenden Exoten bringen heute Holz und Geld. Kontinuierlich wird nachgepflanzt, so dass allmählich ein typisch europäischer Altersklassenwald entsteht. Im letzten Jahr hat die Forstunion 50 Millionen Franc Malgache Gewinn gemacht: Rund 17.000 Mark. Das klingt nicht viel, ist aber in Madagaskar ein kleines Vermögen.

Die Aussichten für Ambatolampy sind gut. Doch ob das Projekt wirklich erfolgreich ist, zeigt sich erst, wenn sich die ausländischen Geldgeber zurückziehen. Die Nagelprobe für jedes Entwicklungsprojekt. Die Menschen müssen dann allein weitermachen, sagt Guido Besmer. Und das tun sie nur, wenn sie das Gefühl haben, dass es sich um ihren Wald und ihre Interessen handelt.

„Unsere Zukunft sind die Kinder“

Jahrhundertealte Traditionen, wie Brandrodung oder Zebukult, ändern sich nur langsam. Besonders in einem Land, das so mit seiner Geschichte und seinen Ahnen verbunden ist wie Madagaskar. Doch die Zeit wird knapp für die Arche Noah im Indischen Ozean. Deshalb setzt der „World Wide Fund for Nature“, WWF, seit mittlerweile 14 Jahren auf die Kinder. „Sie entscheiden über unsere Zukunft“, sagt Bildungsreferentin Aimée Rabodomalala. An den Schulen hat der WWF quasi die Umwelterziehung übernommen. Im Auftrag der Regierung entwickelt er Unterrichtsmaterial und kümmert sich um die Fortbildung der Lehrer. Besonders stolz ist Aimée Rabodomalala auf das Schulbuch „Ny Voary“. Über drei Millionen Exemplare wurden gedruckt, fast alle Schulen arbeiten damit.

Zum ersten Mal gibt es ein solches Buch auf malagasy, erklärt sie: „Wir haben gemerkt, dass es wichtig ist, die Botschaften in der Muttersprache zu übermitteln“. Noch vor wenigen Jahren mußten madagassische Kinder die Entwicklung von der Kaulquappe zum Frosch am Beispiel der europäischen Erdkröte lernen. Über einheimische Arten gab es einfach kein Lehrmaterial. Mittlerweile ist das anders: Dank „Ny Voary“ erfahren zum Beispiel auch die Kinder aus dem Hochland, welche wichtige Funktion die Mangrovensümpfe an der Küste haben. Es gibt ein Kapitel über die faszinierenden Dornenwälder im Süden Madagaskars und Abbildungen von einheimischen Tieren und Pflanzen.

„Die Kinder sollen aber nicht nur lernen, sondern auch praktisch etwas für den Schutz der Umwelt tun“, erklärt Madame Aimée. Überall im Land entstehen Ableger des „Club Vintsy“. Es gibt bereits über 50 dieser Umweltgruppen. Mitglieder sind vor allem Schulklassen, aber auch Vereine und sogar ganze Militäreinheiten. Die kleinen Umweltschützer engagieren sich für das Grün in ihrer unmittelbaren Umgebung. Zum Beispiel in der Grundschule in Fianarantsoa: Wie überall, toben in der großen Pause die Kinder über den Schulhof. Einige jedoch schleppen kleine Gießkannen, andere harken die bunten Blumenbeete. „Früher war das hier ein öder und trockener Platz“, erzählt die Lehrerin Marie-Claire Ravaoarisoanandrasana. Doch dann haben die Kinder angefangen, Blumen zu pflanzen und Gemüse anzubauen. Die Ernte wird verkauft und der Erlös wieder in das Projekt investiert. „Wir pflanzen aber auch Bäume“, erzählt Madame Marie-Claire und zeigt stolz auf einen begrünten Hügel am Stadtrand. Im letzten Jahr haben die Kinder ein Theaterstück aufgeführt, in dem es um Müll und die Umweltprobleme einer Großstadt ging. Und die Pflanzaktion „un enfant, un arbre – ein Kind, ein Baum“ ist mittlerweile im ganzen Land bekannt.

Alle drei Monate erscheint mit Unterstützung des WWF das Umweltmagazin „Vintsy“. Mit einer Auflage von 25.000 ist es mittlerweile im ganzen Land

bekannt. Namensspate und Maskottchen der „Vintsys“ ist übrigens ein kleiner bunter Eisvogel, den es nur auf Madagaskar gibt. „Die Arbeit der Jugendlichen hat Erfolg“. Davon ist Madame Aimée fest überzeugt. Das Umweltbewußtsein bei den Jugendlichen habe stark zugenommen. „Und was die Jungen lernen, kommt irgendwann auch bei den Erwachsenen an“, sagt sie. „Bei uns lernen die Eltern von ihren Kindern“.

Positive Trends – allerdings vor allem an den städtischen Schulen. Auf dem Land kommt vieles nicht an, was in der Stadt bereits selbstverständlich ist. Viele Eltern schicken ihre Kinder erst gar nicht zur Schule. Die Kleinen werden auf dem Feld und zum Holzsammeln gebraucht. Aber auch qualifizierte Lehrer sind auf dem Land Mangelware. „Wir brauchen dringend einen Englischlehrer“, sagt die Direktorin der staatlichen Schule in Maevatanana, einem kleinen Ort im Süden Madagaskars. Schon vor Monaten hat sie in der Hauptstadt einen Antrag gestellt. Doch bis jetzt ist nichts passiert. Ursachen gibt es viele: In Maevatanana ist es fast immer drückend heiß. Es gibt keinen Strom und kein Telefon. Kaum ein Lehrer will unter solchen Bedingungen arbeiten. Vor allem in ländlichen Regionen sinkt deshalb die Alphabetisierungsrate seit Jahren.

Die Puppenspieler von Mahajanga

„Schöne Matata“, säuselt Mino und umwirbt seine Frau. Doch sie weist ihn immer wieder ab. „Nicht noch ein Kind,“ sagt sie. „Ein Baby trage ich noch im Arm und das nächste schon im Bauch. Das kann ich nicht schaffen“. Für Mino sind viele Kinder jedoch der „Segen des Herrn“. Der Streit zwischen Matata und ihrem Mann ist ein alltäglicher Konflikt in vielen madagassischen Familien. Doch dieses Mal wird er öffentlich auf dem Marktplatz von Maevatanana ausgetragen. Das Figurentheater „Salohy“ ist zu Gast in der 10.000-Seelengemeinde zwischen Mahajanga und der Hauptstadt Antananarivo. Fast der ganze Ort hat sich versammelt – Kinder, junge Mütter, ältere Männer und Frauen. Alle verfolgen gespannt das Geschehen auf der Bühne: Was werden Mino und Matata tun? Mit elegantem Hüftschwung betritt Mamatsenga die Bühne. Die hübsche junge Madagassin weiß Rat: „Geht ins Gesundheitszentrum und lasst euch über Familienplanung beraten“, empfiehlt sie. „Mamatsenga, Mamatsenga“, jubeln die Kinder und klatschen. Diese Puppe lieben sie ganz besonders.

„Die Figuren sind unser Weg in die Herzen der Zuschauer“, sagt Jim Rakotoherinaina. Er ist der Kopf der Theater-Truppe, die 1996 als Teil des GTZ-Gesundheitsprojektes im Norden Madagaskars entstand. Die Puppen tanzen und lachen, aber sie sprechen auch über Themen, die eigentlich Tabu sind, zum Beispiel über Sexualität. In der madagassischen Kultur haben Puppen etwas magi-

sches, erklärt Jim. „Viele Menschen glauben, dass sie mit den Ahnen in Verbindung stehen und besonders weise sind“. Ratschläge würden deshalb eher angenommen, wenn sie von den „Poupées magiques“ kämen. Tatsächlich ist das Wissen über Familienplanung und Verhütung gerade im ländlichen Bereich extrem gering. Nur rund zehn Prozent der Familien benutzen moderne Kontrazeptiva. Umfragen haben jedoch ergeben, dass etwa dreimal so viele gerne verhüten würden. „Familie und Traditionen stehen im Weg“, so die Ethnologin und GTZ-Expertin Elisabeth Girrbach. Oft mangle es auch ganz einfach am Zugang zu Verhütungsmitteln und an Informationen. Und dagegen wollen die sechs Puppenspieler vom „Salohy-Theater“ etwas tun. Seit vier Jahren ziehen sie durch Mahajanga, die zweitgrößte Provinz Madagaskars. Sie spielen Theater und informieren beinahe nebenbei über Gesundheitsvorsorge, Hygiene, Impfungen, Familienplanung und die Arbeit der Gesundheitszentren. Mit Unterstützung der GTZ sind in der Region 65 neue Stationen für die medizinische Grundversorgung der Bevölkerung entstanden.

Auch Mino und Matata versöhnen sich schließlich und gehen gemeinsam zur Beratung. Im Gesundheitszentrum wartet schon die „Sage Femme“. Die Puppe im weißen Kittel zeigt dem Paar – und den gebannt zuhörenden Dorfbewohnern – eine ganze Palette von Verhütungsmitteln. Auf einem großen Strohtablet kleben Spirale, Pille, Dreimonats-Spritze, ein Hormon-Implantat und Kondome. Bei Madagassinnen ist die Dreimonats-Spritze besonders beliebt. 60 Prozent der Frauen, die verhüten, entscheiden sich für die Spritze. „Sie hat ein positives Image, ist bequem und vor allem müssen Ehemann und Familie davon nicht unbedingt etwas mitbekommen“, sagt die Ärztin Huguette Rabenitany. Gerade Männer stehen der Familienplanung noch immer skeptisch gegenüber. „Sie sind eifersüchtig und haben Angst, dass ihre Frauen durch die Pille zu unabhängig werden“, vermutet Doktor Rabenitany.

Auf der Bühne geht das Spiel weiter: „So funktioniert das“, demonstriert die „Sage Femme“ und streift das Kondom über einen Holzpenis. Einige Jugendliche im Publikum kichern verschämt, aber alle sind voll bei der Sache. „Das schützt doppelt“, erklärt sie, „ihr werdet nicht schwanger und bekommt keine Geschlechtskrankheiten“. Vor allem Gonorrhoe und Syphilis sind in Madagaskar weit verbreitet. Aber auch AIDS ist auf dem Vormarsch. Zwar gibt es keine Pandemie, wie auf dem afrikanischen Kontinent, doch die Zahl der Fälle steigt von Jahr zu Jahr. Das nächste große Problem sind ungewollte Schwangerschaften. Sechs Kinder pro Familie sind normal, die Bevölkerung wächst jährlich noch immer um drei Prozent. Viele Madagassinnen bekommen schon mit 14 Jahren ihr erstes Kind, und wegen der mangelnden medizinischen Versorgung sterben noch immer viele Frauen infolge einer Geburt.

Können die Puppenspieler dagegen tatsächlich etwas ausrichten? Kommt ihre Botschaft überhaupt beim Publikum an? Oder genießen die Menschen

einfach nur die Abwechslung im dörflichen Alltag? Jim will es genau wissen. Zum Programm gehört deshalb das Gespräch mit den Zuschauern: „Habt ihr verstanden, was die „Sage Femme“ erklärt hat? Gibt es noch Fragen?“ Ein junges Mädchen möchte wissen, ob man von der Pille Krebs bekommt. Es kursieren viele Gerüchte, weiß Jim. Immer wieder wird er damit konfrontiert. Einige glauben zum Beispiel, dass die Weißen – die „Vazaha“, wie sie in Madagaskar heißen – mit Verhütungsmitteln die schwarze Bevölkerung ausrotten wollen. „Einige Dorfvorsteher wollen uns nicht auftreten lassen, weil sie glauben, dass unsere Botschaft gegen die Religion verstößt“, sagt Jim. In solchen Fällen leistet er geduldig Überzeugungsarbeit. Manchmal hilft auch eine Einladung zum Essen und Trinken. Doch so etwas kommt nur selten vor. Die meisten Bürgermeister sind stolz, dass „Salohy“ in ihren Ort kommt. „Trotzdem ist unsere Arbeit hart“, sagt Virginie Hantananahary. Sie spielt die Puppe Mamatsenga. Bei manchen Tourneen sehen die drei Frauen und drei Männer tagelang weder Bett noch Dusche. „Wir schlafen auf Matten am Boden und werden von Moskitos zerstoichen“, erzählt Virginie. Aber gerade für die Menschen im Busch ist das „Salohy-Theater“ wichtig. Sie haben sonst kaum Zugang zu Informationen. Es gibt weder Zeitung, noch Radio oder Fernseher. „Alle sind wirklich begeistert, wenn sie die Puppen sehen“, sagt Jim, „und das entschädigt uns für vieles“. Die Kinderaugen strahlen, und auch Erwachsene denken beim Spiel wenigstens zwei Stunden nicht darüber nach, woher der Reis für den nächsten Tag kommen soll.

Früher war Jim Schauspieler und Musiker. Das Figurentheater hat er von dem deutschen Puppenspieler Gregor Schwank gelernt. „Erst jetzt habe ich das Gefühl, etwas nützlich für mein Vaterland zu tun“, sagt Jim. Ob er wirklich glaubt, dass die Puppen das Verhalten der Menschen ändern können? Jim weiß es nicht. Auf jeden Fall lernen die Menschen bei der Aufführung etwas über Sexualität und Familienplanung. Das hat eine Untersuchung der GTZ ergeben. Ein erster Schritt, findet Elisabeth Girrbach, doch auch sie weiß, dass zwischen Wissen und Handeln oft noch ein weiter Weg liegt. Für die sechs Darsteller ist das Figurentheater mittlerweile zum Hauptberuf geworden. Die GTZ ist längst nicht mehr ihr einziger Auftraggeber. Für eine städtische Behörde haben sie ein Stück über Abfallentsorgung geschrieben. Zu den Auftraggebern gehören UNICEF, die französische Entwicklungszusammenarbeit und andere internationale Organisationen. Wenn das Gesundheits-Projekt ausläuft, soll die Theatergruppe selbständig überleben können. Eine große Hilfe auf dem Weg dahin ist ihre Anerkennung als weltweites Expo-Projekt. Im August werden die „Poupées Magiques“ nach Hannover reisen. In der Afrika-Halle und auf der Bühne des „One World Café“ sind Auftritte geplant. Seit Wochen basteln die Spieler dafür besonders schöne Figuren in traditioneller madagassischer Kleidung. Die Reise empfinden Jim, Virginie und die anderen als Belohnung für all ihre Mühen und

Strapazen im madagassischen Busch. Sie hoffen, dass der Expo-Auftritt ihre Gruppe auch in Madagaskar noch bekannter macht. Trotzdem haben sie auch Angst. „Wir haben gehört“, sagt Jim, „dass das deutsche Publikum ganz besonders kritisch ist“.

Andasibe: Das erste Konzert im Wald

Biologen sind nach Entwicklungshelfern wohl die häufigsten Besucher Madagaskars. Überall trifft man sie: Insektenforscher, Primatologen, Herpetologen, Botaniker. Ihr Mekka ist der Nationalpark Andasibe, auf halber Strecke zwischen der Hauptstadt Antananarivo und der Ostküste gelegen. Die Fahrt von Tana dauert etwa zwei Stunden. Im Hochland geht es durch ausgedehnte Reisfelder. Je näher wir der Küste kommen, umso wärmer wird es. Zunächst wächst vor allem Eukalyptus rechts und links der Straße, aber allmählich verändert sich der Wald: Er wird üppiger, wilder und immer undurchdringlicher. Der Nationalpark bei Andasibe ist zwar einer der kleinsten Madagaskars, aber er gilt als der artenreichste. Die spektakulärsten Bewohner sind die Indris, die größten Lemuren Madagaskars.

Wer sie sehen und vor allem hören möchte, muss früh aufstehen. Um sechs Uhr morgens treffen wir Julien Ramakutusile auf einem kleinen Parkplatz am Waldrand. Im Nationalpark dürfen sich Besucher nur in Begleitung einheimischer Führer bewegen. Zielsicher klettert Julien die schmalen Pfade entlang und tatsächlich, nach einer halben Stunde knackt es über uns im Geäst. In drei Meter Höhe sitzt ein schwarz-weißes Fellbündel. Der Indri pflückt hier und da ein paar Blätter ab, steckt sie in den Mund und kaut genüßlich darauf herum. Ein zweiter Halbaffe springt mit großen Sätzen von Baum zu Baum. Auf dem Rücken klammert sich ein Junges fest. „Indris bekommen nur alle zwei Jahre Nachwuchs“, erklärt uns Julien. Bis die Jungen fünf Jahre alt sind, bleiben sie bei ihren Eltern, dann suchen sie sich ein eigenes Revier. Wir sind so begeistert von den Lemuren, dass wir gar nicht gemerkt haben, dass die Gruppe hinter uns immer größer geworden ist. Mit zwei weiteren Führer sind eine englische Familie und ein französischer Urlauber eingetroffen. Und so stehen morgens um sieben, acht europäische Besucher mit drei Madagassen im Wald von Andasibe und beobachten die Indris. Die Kameras klicken, und mit dem Mikrofon im Anschlag warte ich auf das eigentliche Spektakel: Den Gesang der Indris. Das Wetter ist trübe, wohl deshalb sind die Tiere heute ungewöhnlich spät. Aber schließlich ertönt in einiger Entfernung leises Geheul. Über unseren Köpfen hören die Indris auf zu fressen, und dann antworten sie. Markerschütternd, wie eine Sirene, klingen ihre Rufe. Jeden Morgen verständigen sich die verschiedenen Gruppen miteinander und grenzen so ihre Territorien ab. Nach etwa fünf Minuten ist die

Vorführung beendet. Die Indris knabbern weiter ihre Blätter, und wir machen uns auf den Rückweg. Unterwegs erzählt uns Julien noch eine der unzähligen Sagen und Legenden der Insel: Noch immer jagen viele Madagassen Lemuren für den Kochtopf. Nur die Indris sind tabu oder „fady“, wie das auf malagasy heißt. Und das hat seinen Grund, denn bei den Madagassen heißen die größten Lemuren „Babakoto“. Baba bedeutet Vater und Koto war sein Sohn. Eines Tages ging der junge Koto mit seinem Vater in den Wald um Honig zu sammeln. Sie kamen nicht zurück, und bei der Suche fanden die Dorfbewohner nur zwei Indris – einen alten und einen jungen, die neugierig von einer Astgabel auf sie herabblickten. Die beiden Honigsammler mussten sich in Indris verwandelt haben. „Deshalb werden Indris nicht gegessen“, erklärt Julien, „wer dagegen verstößt, stirbt oder hat einen Unfall“.

Andasibe: Das zweite Konzert im Wald

Die zweite Exkursion, ganz in der Nähe des Nationalparks von Andasibe, beginnt kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Der abendliche Platzregen ist gerade vorüber. Von den Blättern tropft noch das Wasser. Im Dschungel dampft es wie in einer Waschküche. Ich bin mit dem deutschen Biologen Frank Glaw unterwegs. Er ist Systematiker und an der Zoologischen Staatssammlung in München zuständig für Amphibien, Reptilien und Fische. Sein Spezialgebiet sind die Frösche Madagaskars.

Langsam waten wir einen tropischen Bachlauf entlang. Nachts ertönt im Regenwald ein faszinierendes Konzert: Grillen zirpen, Frösche quaken, ab und zu heulen Lemuren und Eulen. In einiger Entfernung rauscht ein Wasserfall. Glaws volle Aufmerksamkeit gilt den Fröschen. Hunderte von Tieren quaken gleichzeitig. Sie sitzen im Wasser, am Boden, unter der Erde und etliche quaken hoch oben in den Bäumen. Die meisten Stimmen kennt der Forscher, doch plötzlich: Ein krächzendes krok, krok, krok. Wie angewurzelt bleibt er stehen und knipst die Taschenlampe aus. Irgendwo im Blätterwald über uns sitzt ein unbekannter Frosch und quakt.

Schritt für Schritt nähern wir uns dem Geräusch. Ganz allmählich wird das Quaken lauter. Der Biologe packt sein Mikrofon aus und drückt die Aufnahme-taste. Die Stimme hat er auf Band, doch jetzt gilt es, genau diesen Frosch zu fangen. Mit der einen Hand knipst er die Taschenlampe an, mit der anderen greift er blitzschnell zu. Geblendet und starr vor Schreck landet der Frosch in einer Plastiktüte.

Bei Fröschen ist die Stimme ein eindeutiges Erkennungszeichen. Die Männchen locken durch lautes Quaken nur die arteiligen Weibchen an. Verwechslungen darf es nicht geben. Bei ihrer Arbeit achten die Systematiker deshalb ver-

stärkt auf die Stimme. Gerade bei nachtaktiven Gruppen explodiert seither die Artenzahl, zum Beispiel bei Fröschen, Eulen und sogar bei Lemuren. Allein auf Madagaskar hat Frank Glaw in den letzten Jahren über 60 neue Froscharten entdeckt. Der Nationalpark Andasibe gilt als sogenannter Hot-Spot der Artenvielfalt. Auf kleinstem Raum quaken hier über 100 verschiedene Froscharten. Manche sind knallgrün mit großen, goldenen Augen, andere gelb mit kleinen, roten Punkten, roten Fingerspitzen und einer durchsichtigen Bauchdecke, so das man Herz und Gefäße pulsieren sieht. Andere tragen lauter kleine Stacheln. Sie sehen aus wie grüne Igel.

Nach etwa vier Stunden ist die nächtliche Froschsuche beendet. Zerkratzt und zerstoichen kehren wir in die kleine Bungalowanlage „Feon ny yala“ zurück, was sinnigerweise „Stimme des Waldes“ bedeutet. Für den Biologen geht die Arbeit jetzt erst richtig los. Die Ausbeute sind nur fünf Tiere, doch entscheidend ist nicht die Menge, sondern die Qualität des Fangs. „Je mehr Informationen, desto besser“, sagt Frank Glaw und notiert akribisch alles, was er über den Lebensraum der Tiere weiß. Am nächsten Tag ist Fototermin. In möglichst natürlicher Umgebung knipst er die Frösche von allen Seiten. Zwar ist die Zeit der großen Sammelreisen mittlerweile vorbei, doch zwei Tiere von jeder neuen Spezies werden auch heute noch in Alkohol eingelegt: Belegexemplare für das Museum in Deutschland und für die Universität in Antananarivo.

Ob es sich bei dem nächtlichen Fang tatsächlich um eine neue Art handelt, entscheidet erst die Computeranalyse in Deutschland. Aus den Tonaufnahmen wird Glaw sogenannte Sona- und Oszillogramme erstellen. Für den Laien sind die Klangbilder ein wildes Gekritzel, der Bioakustiker aber redet begeistert über Frequenzen, Ruflängen und Intervalle. Am Sonagramm kann er den neuen Froschruf exakt vermessen. Nur wenn sich auch hier deutliche Unterschiede zu bereits bekannten Vertretern ergeben, handelt es sich wirklich um eine neue Art.

Sind Namen wirklich nur Schall und Rauch?

Für Biologen und Naturfreunde in aller Welt ist Madagaskar ein Paradies, eine Insel der Superlative: Einzigartig sind die Lemuren. Aber auch die Hälfte aller Chamäleonarten der Welt leben nur auf Madagaskar. Von den beeindruckenden Baobabs, den Affenbrotbäumen, kommen sieben der insgesamt acht Arten auf dem Minikontinent vor der afrikanischen Küste vor. Und während in ganz Europa 14 verschiedene Froscharten quaken, sind es in Madagaskar über 200.

Doch Artenvielfalt kann man nicht essen. Der grüne Schatz in den Wäldern ist für die Menschen vor Ort oft nur wertlose Wildnis. Daran möchte der Anfang des Jahres gegründete Verein Biopat etwas ändern. Hinter Biopat ste-

hen die GTZ, sowie die großen zoologischen Museen in Deutschland – Alexander Koenig in Bonn, Senckenberg in Frankfurt und die Zoologische Staatssammlung in München. Gegen eine Spende von 5.000 Mark vermittelt der Verein Namenspatenschaften für neu entdeckte Arten.

Weltweit tragen alle Spezies einen einheitlichen Vor- und Nachnamen. Der Vorname gibt die Gattung an und steht meist durch verwandtschaftliche Beziehungen fest. Den Nachnamen können Wissenschaftler, die eine neue Art beschreiben, frei wählen. Ein tennisbegeisterter Zoologe zum Beispiel, hat eine Meeresschnecke auf den Namen *Bufonaria borisbeckeri* getauft. „Fast alles ist möglich“, sagt Frank Glaw von Biopat. „Die Namenspaten können ein ewiges Zeichen in den wissenschaftlichen Annalen setzen“.

Mit den Geldern will Biopat Forschung fördern und Naturschutz betreiben. Etwa die Hälfte der Spenden erhalten die Wissenschaftler, die eine neue Art beschreiben. Die andere Hälfte soll in die Ursprungsländer der neuen Arten fließen. Der Verein will Flächen aufkaufen, Nationalpark-Ranger bezahlen und die Forschung vor Ort fördern. In Madagaskar sucht Glaw nach geeigneten Projekten: „Wir werden nicht den ganzen Wald erhalten können“, erklärt er. „Es geht darum, die Sahnestückchen unter Schutz zu stellen“. Doch dazu müssen die Forscher wissen, welche Gebiete besonders wertvoll sind. Sie müssen die sogenannten Hot-Spots der Artenvielfalt kennen. Mit Hochdruck werden deshalb die madagassischen Wälder inventarisiert. Doch die Mittel an den Universitäten sind knapp. Manchmal fehlt den Wissenschaftlern selbst das Spritgeld, um 100 Kilometer weit in den nächsten Nationalpark zu fahren. „Uns helfen schon kleine Summen“, sagt der Amphibienkundler Angelo Razafimanantsoa.

Biopat steht noch ganz am Anfang, doch allmählich fließen die Spendengelder. In den ersten drei Monaten konnten bereits zwölf Namenspatenschaften vermittelt werden. Auch Biopat wird die madagassischen Wälder nicht retten können. Doch viele solcher Projekte leisten einen kleinen Beitrag. Die Artenvielfalt bekommt auch einen ökonomischen Wert.

Nosy Be – das Mallorca Madagaskars

Nosy Be gilt als die Ferieninsel Madagaskars. Aber offenbar habe ich nicht die Touristensaison erwischt, denn die meisten Plätze in der kleinen Maschine von Tana nach Nosy Be sind leer. Auf dem Flughafen Fascène empfängt mich tropisch-schwüle Luft und ein süßlicher Geruch. Später, auf der Fahrt in die Hauptstadt Andoany, von den Franzosen Hell Ville genannt, wird der Duft immer stärker. Wir fahren durch ausgedehnte Ylang-Ylang-Plantagen. Aus den gelben Blüten der üppig wuchernden Bäume wird die Essenz für

besonders edle Parfums gewonnen. Ylang-Ylang-Duft gilt als sinnlich und erotisch. Am Sonntag Nachmittag sind die Straßen von Hell Ville fast menschenleer – von mallorquinischen Verhältnissen keine Spur. Und auch die vielgepriesene „touristische Infrastruktur“ hat so ihre Lücken: Toilettenpapier und Benzin sind zur Zeit knapp auf Nosy Be. Vor den Tankstellen bilden sich lange Schlangen. Manche Taxen bleiben ohne Sprit auf der Straße liegen.

Die Natur auf Nosy Be ist traumhaft: Üppiges Grün, traumhafte Strände und ein wunderbar blaues Meer. An die unangenehme Seite des Tourismus erinnern die wenigen Hotelgäste am Strand von Ambondrona: Ältere Herren mit schweizer Dialekt, begleitet von sehr jungen, knapp bekleideten Madagassinnen. Nosy Be entwickelt sich seit einiger Zeit zu einer neuen Hochburg für den internationalen Sextourismus. Anders als in Thailand oder Kenia ist AIDS noch relativ selten. Doch die Zahl der Fälle steigt.

Ich bin nach Nosy Be gekommen, um mir das Fischereiprojekt der GTZ anzusehen. Die Westküste Madagaskars gilt als besonders fischreich, trotzdem leben viele Fischer am Rande des Existenzminimums. Mit ihren Pirogen müssen sie im unmittelbaren Küstenbereich fischen, und ihren Fang können sie nur schlecht verkaufen. Es gibt keine Kühlkette. Transport und Vermarktung sind schlecht organisiert. Immer mehr Fischer geben auf und wandern in die großen Städte ab. Endstation der Reise sind allzu oft die Slums von Tana, Diego oder Mahajanga.

Die GTZ organisiert deshalb seit 12 Jahren im Hafen von Andoany ein Ausbildungszentrum für Fischer, das „Centre de Formation des Pêcheurs“, CFP. In zweiwöchigen Kursen lernen die Küstenfischer mit modernen großmaschigen Netzen zu arbeiten. Es geht um nachhaltige Fangtechniken und biologische Grundlagen, wie den Lebenszyklus verschiedener Fischarten. Außerdem stehen Navigation, Fischverarbeitung und Vermarktung auf dem Programm. Gerne hätte ich mir einen solchen Kurs angesehen, doch in diesem Jahr – es war mittlerweile Ende April – hat noch kein Kurs stattgefunden, und auch im vorigen Jahr gab es lediglich zwei Ausbildungsgänge. Der Grund: Es fehlt nahezu alles, was man für die Ausbildung braucht – Netze, Haken und Schwimmer zum Beispiel. Die Stimmung ist entsprechend schlecht. „Ich kann nichts tun“, klagt Alain Michel, der die Ausbildung organisiert, „das tut in der Seele weh“. Beinahe täglich wird er von Fischern gefragt, wann es denn weitergeht“. Allmählich verlieren wir das Vertrauen der Leute“, sagt er, und man sieht ihm an, wie schwer es ihm fällt, die Kollegen immer wieder zu enttäuschen. Da spielt es schon fast keine Rolle mehr, ob nun das Material zu spät bestellt wurde oder ob sich die Auslieferung durch den madagassischen Zoll dieses Mal besonders lange hinzieht.

Weil zur Zeit keine Kurse stattfinden, steht am nächsten Tag ein Ausflug in das Fischerdorf Antafiambotry auf dem Programm. Zwei Stunden fahren wir

mit dem Motorboot zu der Halbinsel Nosy Faly. Am Strand entladen einheimische Fischer gerade ihre Piroge. Die Netze sind prall gefüllt mit kleinen Fischen. Es ist die Saison der Rastrelinge, einer Makrelenart. Das 500-Seelendorf lebt beinahe vollständig vom Fischfang. 1993 haben 20 Fischer einen Kurs des CFP mitgemacht. Das Gelernte geben sie an ihre Kollegen weiter. Bei den meisten Fischern steigen die Erträge, seit sie mit neuen Netzen und modernen Methoden fischen. Einige konnten sich schon bald einen kleinen Außenbordmotor für ihre Pirogen leisten. Vor zwei Jahren hat der Fischer Said mit einem Projektkredit sogar ein eigenes Motorboot finanziert. In weiteren zwei Jahren wird er das Darlehen zurückgezahlt haben. Stolz zeigt uns Said sein Haus. Die Holzhütte steht auf einem Betonsockel. Er hat Geschirr gekauft und Kleider für sich und seine Frau. „Said ist unser Vorzeigefischer“, sagt Alain Michel, „ein Vorbild für das ganze Dorf“. Michel strahlt, denn jetzt weiß er wieder, wofür er eigentlich arbeitet.

Said hat es geschafft, doch nun braucht er dringend ein neues Netz. Das alte hat er schon unzählige Male geflickt. Doch die GTZ-Mitarbeiter müssen ihn wieder vertrösten. Niemand weiß, wann das Material endlich aus dem Zoll kommt. Während ich mich mit Said unterhalte, bereitet seine Frau das Mittagessen vor. In der Nacht haben die Fischer ein Prachtexemplar aus der Familie der Carangidae gefangen. Der Fisch wird über dem offenen Feuer gegrillt, dazu kommen Reis und etwas Gemüse auf den Tisch. Besser kann es in keinem Luxusrestaurant schmecken! Beim Essen erzählt Said von den Sorgen der Fischer. Denn nicht nur der Zoll, auch die industrielle Konkurrenz machen ihm und seinen Kollegen zu schaffen.

Wem gehört der Fisch?

Said erzählt die Geschichte von seinem Kollegen Luc: Es hätte eine gute Nacht werden können. Als Luc die Küste Madagaskars hinter sich lässt, steht der Neumond schon als schmale Sichel am Himmel. Mit seiner Piroge segelt er aufs offene Meer hinaus. Bald wird es stockfinster sein, optimal zum Fischen. Wie unzählige Male zuvor, wird Luc die Nacht auf dem Wasser verbringen. Nur 100 Meter von der Küste entfernt bringt er sein Stellnetz aus. Der Fischer zündet eine Signallampe an und legt sich schlafen. Am nächsten Morgen will er mit einem prall gefüllten Netz zu seiner Familie zurückkehren. Doch in dieser Nacht kommt alles anders. Kurz vor Mitternacht ertönt ein lauter Schiffsmotor. Wenige Minuten später, ein kräftiger Rums. Die Piroge wankt, bricht und versinkt im Meer. Alles was Luc besitzt, verliert er in dieser Nacht: Sein Boot und das wertvolle Netz. Ein Krabbenkutter des madagassisch-französischen Konsortiums „Pêcheries de Nosy Be“ hat das kleine Fischerboot gerammt.

Luc ist kein Einzelfall. Immer wieder kommt es zu solchen Unfällen – nicht nur vor der Küste Madagaskars. Überall in den Tropen dringen Industrieschiffe – meist fahren sie unter ausländischer Flagge – in die Fanggründe der einheimischen Küstenfischer ein. Manchmal enden die Kollisionen sogar tödlich. Erst im letzten Jahr sei in der Nähe von Mahajanga ein Fischer bei einem solchen Unfall ertrunken, erzählt Alain Michel. „Es gilt das Recht des Stärkeren“. Wenn die Fischer den Kapitän des Krabbenkutters nennen können, zahlt die „Pêcherie“ mittlerweile eine Entschädigung. Doch oft ist das in der Dunkelheit nicht möglich.

In den südlichen Meeren konkurrieren ungleiche Partner: Auf der einen Seite stehen die Küstenfischer. Für den eigenen Kochtopf nutzen sie alles, was ins Netz geht, vom Hai bis zur Sardine. Auf der anderen Seite operieren Krabbenkutter und riesige Fischtrawler aus Frankreich, Spanien oder Japan. Sie fangen Luxusprodukte für den Weltmarkt, vor allem Shrimps und Thunfisch. Das übrige Meeresgetier geht als ungewollter Beifang wieder über Bord. Allein in den afrikanischen Gewässern dürfen mehr als 600 EU-Schiffe ihre Netze auswerfen.

Direkte Zusammenstöße mit den Pirogen dürfte es trotzdem nicht geben, denn die Gesetze sind klar: Motorisierte Schiffe müssen in Madagaskar außerhalb der zwei Seemeilenzone bleiben. Der unmittelbare Küstenbereich ist für die Boote der artisanalen Fischer reserviert. „Doch niemand hält sich daran“, schimpft Alain Michel. Vor allem die Krabbenkutter fahren direkt in die Mangrove, weil es dort die meisten Shrimps gibt. Die Folgen sind katastrophal, denn die Küstenwälder gelten als Kinderstube für unzählige Fischarten. Die Jungfische landen als Beifang in den Netzen der Garnelenfischer und werden tot wieder über Bord geworfen. Jedes Kilo Garnelen produziert fünf Kilo Beifang – mehr als jede andere Art der Fischerei.

Weiter draußen vor der madagassischen Küste fischen europäische Trawler Thunfisch. Die EU unterhält Fischereiabkommen mit insgesamt 15 Ländern Afrikas, der Karibik und des Pazifik. „Cash gegen Fisch“ lautet das Geschäft. Damit sie die Küstengewässer der Hungerstaaten ausbeuten darf, zahlt die EU insgesamt 280 Millionen Euro pro Jahr. Viel Geld für die Entwicklungsländer, doch die Bevölkerung hat nichts davon. In Gegenteil: Die einheimischen Fischer kommen immer häufiger mit leeren Netzen nach Hause und der Geldregen versickert in den maroden Staatskassen. Von Nutzen ist das Geschäft jedoch für die EU: Müsste sie den Fisch auf dem Weltmarkt kaufen, wäre ein Vielfaches der Summe fällig.

Auf dem Rückflug von Nosy Be treffe ich die Mannschaft eines französischen Trawlers. Nette junge Männer, die glücklich sind, dass es endlich wieder nach Hause geht. Die letzten drei Monate haben sie an Bord verbracht und Thunfisch gefangen – 1.000 Tonnen in 50 Tagen. Wie es denn mit der zehn Seemeilenzone steht, frage ich. „Eigentlich müssten wir die einhalten“, antwortet der Kapitän.

„Doch auf dem Meer gibt es keine Grenzen. Wir fahren dorthin, wo die Fische sind“. In den Fischereiabkommen werden zwar Fanggebiete und Höchstfangmengen festgeschrieben, doch in den meisten Entwicklungsländern gibt es keine Fischereikontrolle. „Wir fangen soviel wie möglich“, sagt der Kapitän. Er mache nur seine Arbeit, aber dann ergänzt er: „Eigentlich sind wir wohl Diebe, Fischdiebe“.

Der Fischereisektor könnte in Ländern wie Madagaskar eine bedeutende Rolle spielen. Es gibt mindestens 60.000 Fischer auf der Insel, insgesamt hängen mehr als 400.000 Menschen von der Fischerei ab. „Wer wirklich etwas für unser Land tun will, muss die traditionelle Fischerei entwickeln“, fordert Alain Michel. Doch der Regierung scheinen die Devisen aus dem Ausland und die industrielle Fischerei wichtiger zu sein. Deshalb hat Michel manchmal das Gefühl, gegen Windmühlen zu arbeiten: „Unfälle, wie der von Luc, machen die Arbeit von Jahren zunichte“, schimpft er. Von den Politikern fühlt er sich im Stich gelassen. „Sie tun nichts, um uns vor der industriellen Konkurrenz zu schützen“.

Ein einziges Schiff kontrolliert im Norden Madagaskars über 2.500 Küstenkilometer. Zwar fordern die Fischereiabkommen immer wieder eine effektive Kontrolle, doch passiert ist bisher kaum etwas. Es mangelt an Geld und auch am Interesse: „Beim Fischraub ist sich die ganze Welt einig“, sagt GTZ-Experte Lohmeyer. In Brüssel kämpft die „Coalition for fair Fisheries Agreements“, CFFA, ein Zusammenschluss europäischer Umwelt- und Entwicklungsorganisationen, für eine andere Fischereipolitik. „Wir brauchen einen Vorrang für die einheimischen Fischer“, fordert Koordinatorin Béatrice Gorez. „Die EU gibt mit der einen Hand, was sie dann mit der anderen wieder nimmt“, kritisiert Martina Schaub von Germanwatch. Auf der einen Seite beteiligt sie sich an Entwicklungsprojekten für die traditionelle Fischerei, zum Beispiel am CFP in Madagaskar, auf der anderen Seite fangen EU-Trawler denselben Fischern ihre Lebensgrundlage weg. „Das ist doch paradox“, so Schaub, „aber wenn es um wirtschaftliche Interessen geht, hat Entwicklungspolitik eben keine Chance“.

Germanwatch fordert mehr Kohärenz in der EU-Politik. Die Fischereiflotte müsse drastisch reduziert werden. Bereits heute sind weltweit 70 Prozent der Fischbestände in einem kritischen Zustand, warnt die FAO. Das sich etwas ändern muss, hat inzwischen auch die EU erkannt. Nach einem Beschluss des Fischereirats sollen 30 Prozent der Flotte in den nächsten Jahren abgebaut werden.

Für Luc kommt diese Entscheidung allerdings zu spät. Er hat die Fischerei inzwischen aufgegeben. Neue Netze und ein neues Boot konnte er sich nicht leisten. Deshalb ist er mit seiner Familie in die Hauptstadt Antananarivo gezogen. In dem Zwei-Millionen-Moloch will er jetzt sein Glück machen.

Unterwegs: Von Toliara nach Antananarivo

Wer nicht fliegen kann oder will, ist bei längeren Strecken auf ein Taxi-Brousse, ein Buschtaxi, angewiesen. Eigentlich gibt es auch drei Bahnstrecken auf Madagaskar. Doch seit einiger Zeit sind alle außer Betrieb. Seit dem Zyklon im letzten Jahr ist auf der ganzen Insel kein Zug mehr gefahren. Wann wieder einer fährt? Das kann mir keiner sagen. „Mora, mora – immer mit der Ruhe“ – antworten die Madagassen auf solche, typisch europäischen Fragen. Und mora, mora, viel Ruhe und Geduld, braucht man auch für die Fahrt mit dem Buschtaxi. Um sieben Uhr morgens soll es losgehen. An der Taxi-Brousse-Station herrscht reger Betrieb. Menschen laufen hin und her, Werber versuchen Fahrgäste anzulocken, Kinder verkaufen Äpfel, Bananen, Baguette und alles, was man sonst noch bei einer längeren Reise gebrauchen könnte: Batterien zum Beispiel, Wäscheklammern und Kugelschreiber.

Der Fahrer begrüßt mich mit großem Hallo, mein Rucksack wird auf dem Dach des Transporters befestigt und dann sitze ich neben einer jungen Madagassin auf einem Stein und warte. „Wann geht es denn los?“, versuche ich zu erkunden. Doch mein Bemühen bleibt erfolglos. „Bald“, heißt es, „sobald das Auto voll ist“. Das dauert dann schließlich zwei Stunden, und so gegen neun Uhr fahren wir wirklich los. Eigentlich gibt es in dem Auto neun Sitzplätze. Tatsächlich fahren etwa zwanzig Erwachsene und fünf Kinder mit. Auf dem Dach türmt sich das Gepäck, darunter ein Korb mit Hühnern. Wir rattern die Landstraße entlang, die bald in eine rote Schotterpiste übergeht. Aus dem Cassettenrecorder dudelt madagassische Musik. Der Vorrat scheint unerschöpflich, und ich bewundere die Madagassinnen, die trotz allem scheinbar ungestört schlafen können.

Viele fahren von Tuléar direkt bis Tana. Ich möchte unterwegs die Nationalparks Isalo und Ranomafana sehen und steige deshalb nach fünf Stunden in Ranohira aus. Das Gebirgsmassiv ist überwältigend. Zwei Tage übernachtete ich in der wildromantischen Isalo-Ranch. Doch irgendwann muss ich weiter, und Ranohira hat eigentlich keine Taxi-Brousse-Station. Trotzdem müssen alle Fahrzeuge aus dem Süden durch das Dörfchen, und so stehen täglich etliche Fahrgäste an dem inoffiziellen Halteplatz. Zusammen mit mir warten noch drei Deutsche, die eine Trekking-Tour hinter sich haben und etliche Madagassen auf einen freien Platz Richtung Tana. Doch alle Autos, die vorbeikommen, sind bis auf den letzten Zentimeter vollgeladen mit Männern, Frauen, Kindern, Hühnern und Gepäck. Vielleicht hatte Pierre doch recht, als er mir riet: „Fahr durch, sonst bekommst du keinen Platz mehr“. Doch irgendwann hält ein Kleinbus, in den ich mich noch reinquetschen kann. Und die drei Deutschen sehe ich einige Tage später in Fianarantsoa wieder. Auch sie müssen also einen Platz ergattert haben.

Auf dem Weg in die Provinzhauptstadt Fianarantsoa halten wir in einem kleinen Dorf, um zu tanken. Ich bleibe im Auto sitzen, als plötzlich ein Mann mit seinem kleinen Sohn auf dem Arm aus einer Hütte gestürzt kommt, das Kind an die Scheibe hält und „Vazaha, Vazaha“ ruft. Dabei deutet er mit dem Finger auf mich. Der Vater ist völlig begeistert, dem Kleinen eine solche Attraktion bieten zu können. Wahrscheinlich hat das Kind noch nie einen Weißen gesehen. Der Kleine guckt mit großen Augen, ist aber sichtlich weniger erregt als sein Vater. Ich fühle mich ein bisschen wie der Affe im Zoo, bin das aber mittlerweile aus ländlichen Gegenden schon gewohnt. „Vazaha, Vazaha-Rufe“ sind der ständige Begleiter für alle weißen Besucher. Vor allem die Kinder sind unbefangen, neugierig, umringen mich und wenn sie ganz mutig sind, tippen sie an meinen Arm. Oft habe ich es sehr bedauert, mich nicht mit ihnen unterhalten zu können, denn in diesem Alter sprechen sie noch kein französisch und mein malagasy beschränkt sich auf „Guten Tag“, „Danke“, „Entschuldigung“ und „Auf Wiedersehen“. Manchmal wird es aber auch einfach zu viel, und ich möchte flüchten – irgendwohin, wo ich mit meiner weißen Haut nicht auffalle. Auf dem Land ist das unmöglich, in den Städten gibt es solche „weißen“ Fluchtburgen. Fast alle Europäer brauchen sie von Zeit zu Zeit. Trotzdem kann ich in diesen Häusern, Restaurants und Hotels nie vergessen, wie künstlich die Situation eigentlich ist – eben eine Flucht vor der Realität da draußen.

Von Fianarantsoa aus mache ich einen Abstecher in den Nationalpark Ranomafana – einen der letzten Bergnebelwälder der Welt. Die madagassische Natur ist immer wieder traumhaft: Nebel hängt in der Luft, überall rauschen Gebirgsbäche und Wasserfälle. Der Großteil des Parks ist völlig undurchdringlich. Nur in einem kleinen Teil hat die Nationalparkverwaltung ANGAP Wege angelegt. Ich bin mit dem Führer Loret Rasabo unterwegs. Stolz erzählt er, dass er vor einigen Jahren miterlebt hat, wie der deutsche Biologe Bernhard Meier in Ranomafana einen bis dahin völlig unbekanntes Halbaffen entdeckt hat, den Goldenen Bambuslemur. Faszinierend ist nicht nur sein Aussehen, sondern auch seine Lebensweise. Der Goldene Bambuslemur frisst hochgiftige Bambusschößlinge. Das darin enthaltene Cyanid würde einen Menschen sofort umbringen. Der Lemur neutralisiert das Gift jedoch, indem er mehrmals am Tag eisenhaltige Erde frisst. Loret zeigt mir die Fraßspuren. Den Bambuslemur selbst sehen wir beide leider nicht, dafür aber vier andere Lemurenarten, mehrere Chamäleons, Echsen und Frösche. Wie Andasibe ist Ranomafana ein Hot-Spot der Artenvielfalt: Ein Drittel aller madagassischen Vogelarten leben hier, über 90 verschiedene Schmetterlinge und 12 Lemurenarten, darunter das nachtaktive Aye-Aye und der Mausmaki. Viele Tiere und Pflanzen sind wissenschaftlich noch nicht erfasst. Auf dem Rückweg nach Fianarantsoa nimmt mich ein junger Franzose mit. Er hat einen Wagen mit

Führer und Fahrer gemietet. Und so genießen wir den Luxus, an besonders schönen Stellen anhalten zu können. Wir bewundern die traumhafte Landschaft, gehen spazieren und diskutieren über Gott und die Welt.

Am nächsten Morgen sitze ich wieder im Taxi-Brousse. Mittlerweile bin ich schon eine echte Expertin und habe mir am Vortag den Beifahrersitz reservieren lassen. Wieder geht es zur verabredeten Zeit nicht los, und irgendwann bietet mir der Fahrer an, doch eine zweite Fahrkarte zu kaufen. Dann könne ich ganz allein auf meinem Platz sitzen und wir würden auch sofort losfahren. Was sich nüchtern betrachtet entweder nach Touristen-Ausbeutung oder nach europäischer Dekadenz anhört, sieht nach drei Stunden Wartezeit in glühender Hitze auf einem staubigen Parkplatz ganz anders aus. Sofort bezahle ich die 15.000 Franc malgache, etwa fünf Mark, und los geht's. Die Strecke ist phantastisch. Wir fahren jetzt durch das zentrale Hochland. Hinter jeder Wegbiegung gibt es etwas zu sehen: Rauschende Flussläufe, kleine Wasserfälle, ausgedehnte Reisfelder und immer wieder Zebus.

Die nächste und letzte Station vor der Hauptstadt ist Antsirabe. Das Taxi-Brousse hält, und was dann passiert, habe ich noch nicht erlebt: Hundert – so kommt es mir zumindest vor – Pousse-Pousse-Fahrer stürzen auf mich zu und rufen: „Nimm mich, die 23. Nein, mich, die 7. Nicht vergessen, Madame, ich heiße Joseph, Stephan, Jacques.....«. Ein bisschen bin ich durch Erzählungen vorgewarnt, und so schnappe ich möglichst schnell meine Sachen und steige in ein Pousse-Pousse, die madagassische Variante einer Rikscha. Über zwei Rädern befindet sich eine gepolsterte und überdachte Sitzbank. Vorne sind zwei lange Holzstangen befestigt, mit denen der Fahrer sein Gefährt zieht. Alle Pousse-Pousse sind bunt angemalt, sie tragen Namen und Nummern, zum Beispiel Mahaty 181, Franz 24 oder New York 77. In Antsirabe gibt es keine Taxen. Alle fahren mit den unzähligen Pousse-Pousse: Schulkinder, Hausfrauen, Geschäftsleute und natürlich die Touristen. Mein „Chauffeur“ rennt also los, und es ist ein merkwürdiges Gefühl, von einem Menschen durch die Mittagshitze gezogen zu werden. Andererseits schreibt Susanne Roessler in ihrem Reiseführer: „Wenn Sie zu Fuß gehen, verdient er nichts, und Pousse-Pousse-Fahrer haben dafür kein Verständnis“. Wie wahr das ist, merke ich, als ich später aus dem Hotel komme und wirklich laufen möchte, um die Stadt zu erkunden. Wieder stürzen mindestens zwanzig Pousse-Pousse-Fahrer auf mich zu, und es ist fast unmöglich, sie abzuschütteln.

Der Konkurrenzkampf ist beinhardt, denn meist sind die Gefährte nur gemietet. Die Fahrer müssen den Besitzern stolze Tagespreise bezahlen. Und die bekommen sie fast nur dann rein, wenn sie ab und zu einen Vazaha kutschieren können. Manchmal fordern die Besitzer ihr Gefährt schon nach einem halben Tag zurück, um eine zweite Miete zu kassieren. Die Pousse-Pousse-Fahrer, die der unteren sozialen Schicht angehören, haben dagegen keine Chance.

Am nächsten Tag geht es weiter. Fast alle 30 Minuten fährt in Antsirabe ein Taxi-Brousse Richtung Tana ab. Nach nur zwei Stunden stehe ich wieder im ewigen Stau der Hauptstadt. Und ich verstehe, was mir alle erfahrenen Madagaskar-Reisenden erzählt haben: „Die Fahrt mit dem Taxi-Brousse ist schrecklich, aber man darf sie sich nicht entgehen lassen“.

Schluss und Dank

Sechs Wochen Madagaskar sind wie im Flug vergangen. Was ich in dieser Zeit begriffen habe, kann man aus keinem Buch lernen. Und man kann es auch nicht in 30 Seiten niederschreiben. Vieles fehlt, zum Beispiel ein Bericht über die Straßenkinder von Tana, die Geschichte von Pierre, dem Königssohn und von Rajery, dem Musiker.

Für all diese Eindrücke danke ich der Heinz-Kühn-Stiftung, ganz besonders Erdmuthé Op de Hipt und Ute Maria Kilian für ihre herzliche Betreuung vor, während und nach meiner Reise

Herzlichen Dank auch an Friedrich Kramme-Stermose von der Friedrich-Ebert-Stiftung und an seine Frau. Es war sehr schön, in Tana eine feste Anlaufstelle zu haben.

Außerdem danke ich den Mitarbeitern der GTZ in Madagaskar, die mich bei meinen Recherchen oft mehr als üblich unterstützt haben.

Und „last but not least“ danke ich allen Madagassen, mit denen ich während meiner Reise zu tun hatte, die mir geholfen haben und von denen ich lernen konnte.